

Konflikt- und Gewaltforschung

Jürgen Mansel | Viktoria Spaier

# Ausgrenzungsdynamiken

In welchen Lebenslagen Jugendliche  
Fremdgruppen abwerten

**BELTZ** JUVENTA

Leseprobe aus: Mansel/Spaier, Ausgrenzungsdynamik, ISBN 978-3-7799-4098-2

© 2013 Beltz Juventa Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4098-2>

# Kapitel 2

## Theoretischer Ansatz

### 2.1 Abwertende Einstellungen und soziale Beziehungen

Menschliche Kommunikation setzt im Idealfall Offenheit und die Antizipation der Erwartungshaltungen des Gegenübers (Watzlawick/Beavin/Jackson 1972) sowie die Anerkennung des Anderen als gleichgestellte autonome Person voraus (Honneth 2003). Jedoch ist es auch in der normalen Alltagskommunikation eher die Regel denn die Ausnahme, dass Menschen, um eine Kommunikation mit zuvor unbekanntem Personen zu eröffnen und aufrechtzuerhalten, das jeweilige Gegenüber kategorial einer bestimmten Personengruppe zuordnen, die bestimmte Funktionen erfüllt, über spezifische Kenntnisse verfügt oder Merkmale aufweist (Goffman 1969). So werden z. B. Personen beim Einkauf auf der Suche nach einem bestimmten Produkt eine Person mit weißem Kittel danach fragen, wo sich die gesuchte Ware befindet, weil sie davon ausgehen, dass es sich bei der Person im weißen Kittel um einen Verkäufer handelt, der ihre Frage kompetent zu beantworten weiß. Handelt es sich jedoch bei der Person in dem weißen Kittel ebenfalls um einen Kunden, sind Störungen der Interaktion vorprogrammiert. Ist die Annahme des Einkäufers hingegen richtig, wird die Kommunikation die gewünschte Richtung nehmen und die Frage des Suchenden beantwortet werden.

Solche Annahmen, in denen Anderen aufgrund deren äußeren Erscheinungsbildes bestimmte Merkmale, Kompetenzen etc. zugeschrieben werden, sind grundlegend in der Alltagsinteraktion. Sie prägen z. B. auch Interaktionen zwischen Männern und Frauen oder interkulturelle Begegnungen. Die damit vollzogenen Generalisierungen, mit denen Angehörigen anderer Gruppen pauschal Merkmale und/oder Eigenschaften zugeschrieben werden, sind die Grundlage der Konstruktion von Geschlechtlichkeit (Gildemeister/Wetterer 1992) und von Prozessen der Ethnisierung (Bukow/Llaryora 1988).

Gerade gegenüber Minderheiten ist jedoch die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Annahmen verzerrt, fehlerbehaftet oder gar falsch sind, da Personen der Mehrheitsgesellschaft häufig nur über wenige Primärerfahrungen mit Angehörigen dieser Bevölkerungsgruppe verfügen (zur Kontakt-

häufigkeit von z. B. Deutschen und Migranten siehe z. B. Wagner/van Dick/Endrikat 2002), und deshalb ihnen gegenüber häufig auf sekundäre Erfahrungen (Medienberichte, Erzählungen von anderen) angewiesen sind. Diese sind jedoch häufig lückenhaft und einseitig. In den Medien wird z. B. nur selten über die in den Herkunftsländern der Einwanderer geltenden Werte und Normen oder über die teils diskriminierende Erfahrungen der Einwanderer in der Aufnahmegesellschaft berichtet. Dominierendes Thema in der Berichterstattung – nicht nur der Boulevardpresse, sondern auch in den eher seriös einzustufenden Medien – ist dagegen vor allem ein Thema: Die von Migranten angeblich ausgehende Kriminalität und die vermeintliche Integrationsverweigerung (Delgado 1972; Galliker 1996). Es soll an dieser Stelle nicht weiter darauf eingegangen werden, inwiefern das so in der Medienlandschaft über die (jugendlichen) Migranten produzierte Bild verzerrt ist (siehe hierzu z. B. Mansel 1985, 1986, 1988; Mansel/Albrecht 2003; Mansel 2008, 2009). Wichtig an dieser Stelle ist, dass sich solche Sekundärinformationen durchaus im Verhalten gegenüber Angehörigen der Migrantenpopulation niederschlagen. So erstatten deutsche Opfer oder Zeugen von Straftaten, wenn sie davon ausgehen, dass der Täter einen migrantischen Hintergrund hat, signifikant häufiger Strafanzeige als in jenen Fällen, in denen sie glauben, dass der Täter ein Deutscher ist (Mansel/Albrecht 2003; Mansel 2003; für Jugendliche siehe Pfeifer et al. 2005).

Negative Stereotype, die auf mangelnden oder fehlenden Informationen und Primärerfahrungen basieren, können auch Minderheiten selbst gegenüber anderen Minderheiten bzw. sozialen Gruppen oder auch gegenüber der Mehrheitsgesellschaft entwickeln. Stereotype stellen generell einen Störfaktor in der menschlichen Interaktion sowie in den sozialen Beziehungen dar und können daher auch zum Auslöser von Konflikten zwischen Personengruppen werden, da es unmöglich ist, nicht nicht zu kommunizieren (erstes Axiom menschlicher Kommunikation; Watzlawick/Beavin/Jackson 1972), und jede Aussage neben der inhaltlichen Mitteilung auch einen Beziehungsaspekt enthält (zweites Axiom menschlicher Kommunikation; Watzlawick/Beavin/Jackson 1972). Auch dann, wenn sich eine Person in Schweigen hüllt oder Distanz herzustellen versucht, enthält dieses Verhalten eine Mitteilung. Dem Gegenüber wird damit signalisiert, dass man mit ihm nichts zu tun haben möchte. Das Meiden von Angehörigen bestimmter Bevölkerungsgruppen ist für diese eine deutliche Aussage dahingehend, dass sie nicht erwünscht sind.

Negative Stereotype können sich zudem versteifen und zu Ideologien der Ungleichwertigkeit (vgl. Heitmeyer 2002) entwickeln, also zu Auffassungen, mit denen anderen Personen(gruppen) solche Rechte abgesprochen werden, die man für sich selbst als grundlegend erachtet. Das können z. B. Einstellungen sein, denen zufolge Anderen die freie Wahl des Wohnortes oder des

Arbeitsplatzes vorenthalten werden soll. Im Extremfall kann diese Ideologie der Ungleichwertigkeit bis zum Abschreiben des Rechts auf Unversehrtheit oder gar der Existenz gehen, z.B. wenn Angehörige bestimmter Gruppen Gewalt erleiden oder Opfer von Mordanschlägen werden, wie die Opfer des Zwickauer Neonazi-Trios.

Wir werden abwertende Einstellungen untersuchen, die eher subtil auf der Ideologie der Ungleichwertigkeit fußen. Theoretisch orientieren wird uns insbesondere an dem Syndrom der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, dessen Kern die Ideologie der Ungleichwertigkeit ist (vgl. Heitmeyer 2002) und das sich aus zehn Formen von abwertenden Einstellungen zusammensetzt. Die einzelnen Element können dabei miteinander in Zusammenhang stehen: Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Homophobie, Islamophobie, Etabliertenvorrechte, Sexismus, Abwertung von Menschen mit Behinderung, Abwertung von Obdachlosen, Abwertung von Langzeitarbeitslosen (vgl. Heitmeyer 2009, 37). Gleichwohl haben wir für unsere Untersuchung nicht alle diese Element übernommen, bzw. das Syndrom um Elemente ergänzt, die uns im Zusammenhang mit den Lebensrealitäten der Jugendlichen und aktuellen Debatten besonders relevant schienen. So untersuchten wir etwas abweichend von dem klassischen Syndrom der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit folgende Formen von Ressentiments: Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Homophobie, Islamophobie, Etabliertenvorrechte, Sexismus, Antiamerikanismus, Abwertung von Deutschen sowie Abwertung von Punks. Punks sind dabei eine besondere Gruppe, sie repräsentieren zunächst nur eine jugendliche Subkultur. Diese wird jedoch häufig mit Obdachlosigkeit und Arbeitslosigkeit in Verbindung gebracht.

Generell gibt es auch zahlreiche weitere Gruppen, die von Abwertung und Stigmatisierung betroffen sind. Das haben wir auch im Rahmen der qualitativen Interviews mit Jugendlichen im Vorfeld der Befragung erfahren. Häufig sind diese negativ bewerteten Gruppen sehr kontextspezifisch. Weit verbreitet scheint dagegen unter den Jugendlichen die Abwertung von zwei spezifischen Gruppen zu sein: Sinti und Roma (Antiziganismus) sowie Emos<sup>4</sup>. Es ist sehr wichtig, bei zukünftigen Forschungsprojekten auf diese Gruppen einen besonderen Fokus zu legen. Im Rahmen unseres Projekts

---

4 Emos repräsentieren eine jugendliche Subkultur, die aus einer musikalischen Stilrichtung des Hardcore-Punks – Emocore – hervorging und sich u. a. durch Androgynität bei Männern sowie einer generellen Betonung von Empfindsamkeit und Sensibilität auszeichnet. Genau diese Merkmale bilden die Grundlage für eine starke Abwertung dieser jungen Menschen, die in einigen Ländern wie Mexiko sogar soweit geht, dass Emos auf offener Strasse angegriffen und gejagt werden.

konnten wir dies leider nur ansatzweise leisten, da uns die Bedeutung dieser zwei Gruppen auch erst im Projektverlauf bewusst wurde.

## 2.2 Produktive Realitätsverarbeitung

Es stellt sich die Frage, wie es dazu kommt, dass junge Menschen negative Stereotype oder sogar feindselige Einstellungen gegenüber Angehörigen bestimmter Gruppen entwickeln. Um diese Frage zu beantworten, scheint es uns essentiell zu sein, die Lebensrealitäten der Jugendlichen zu verstehen und damit auch, wie die jungen Menschen diese Lebensrealitäten verarbeiten.

Seit der Aufklärung dominiert in westlichen Gesellschaften ein Subjektmodell, nach dem Individuen selbst die Gestalter ihrer eigenen Geschichte sind. Menschen sind demgemäß weder ein von den äußeren Bedingungen unberührtes biologisches Gattungswesen, das sich gemäß seinen Erbanlagen entwickelt, noch ein durch objektive Mächte geprägter Sklave, der geltende Normen und Werte unreflektiert übernimmt, sondern sie haben die Möglichkeit, ihr Leben selbst „in die Hand“ zu nehmen (Geulen 1977). Unabhängig von der *Eigenkategorisierung* und der Selbstverortung in einer ethnischen, sozialen, religiösen etc. Gruppierung bestimmen Menschen selbst ihre eigene Lebenssituation und ihre Entwicklung. In der Auseinandersetzung mit äußeren Gegebenheiten und inneren Anlagen treffen Subjekte Entscheidungen, um sich in der Interaktion mit Anderen einen Platz in der Gesellschaft zu sichern (siehe hierzu Kap. 2.2.2), ihren Alltag und ihr Lebensumfeld gemäß eigenen Interessenlagen und Anspruchshaltungen zu gestalten, ihre Entwicklungsmöglichkeiten zu optimieren und ihre Selbstverwirklichung voranzutreiben (Kap. 2.2.1). Allerdings werden die Einstellungen, Orientierungsmuster und Handlungsstrategien, die die Subjekte in den jeweiligen Lebensabschnitten entwickeln, sowie das jeweilige bei Problemlagen gezeigte Bewältigungsverhalten (Kap. 2.2.4) maßgeblich durch die historisch vorgefundenen materiellen und sozialen Lebensbedingungen und die biographischen Erfahrungen der Individuen beeinflusst. Zudem fallen die Realisierungsmöglichkeiten von Lebensplänen und Zukunftsvorstellungen je nach der sozialen Positionierung der Personen und der *Fremdzuordnung* zu einer ethnischen, sozialen, religiösen etc. Bevölkerungsgruppe sehr unterschiedlich aus (Kap. 2.2.3). Die Hintergründe und die Folgen solcher Fremdkategorisierungen stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Buches.

## 2.2.1 Individuation

Vor dem Hintergrund, dass eine erfolgreiche Lebensführung eine Einordnung der Subjekte in die Gesellschaft und die Einhaltung von dort geltenden Verhaltensregeln voraussetzt, wurde die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen in der Sozialisationsforschung bis in die 1970er Jahre hinein noch weitgehend mit Sozialisierung gleichgesetzt (Fend 1969). Ausgehend von der „biologischen Mittellosigkeit“ (Gehlen 1962, 34) des Menschen und der Annahme, dass menschliches Verhalten nur in geringem Maße durch Erbanlagen und/oder Instinkte gesteuert wird, sah man den Sozialisationsprozess dadurch bestimmt, dass Personen insbesondere in den Lebensphasen von Kindheit und Jugend die Sozialtechniken vermittelt werden, die (junge) Gesellschaftsmitglieder benötigen, um sich in der sie umgebenden Welt zu bewähren. Persönlichkeitsentwicklung wurde in der soziologischen Diskussion tendenziell gleichgesetzt mit einem Prozess des „Erleidens“. Im Zuge dieses Prozesses mussten Subjekte die in dem jeweiligen Kulturkreis geltenden Verhaltensstandards und Orientierungsmuster, Konventionen, Sitten, Gebräuche, Normen und sozialen Rollen internalisieren – unabhängig davon, ob sie in diesem Kulturkreis geboren und aufgewachsen sind oder aus einem Kulturraum, in dem andere Regeln gelten, migriert sind. Die Subjekte wurden damit auf ausführende Organe vorgesehener sozialer Verhaltensregeln reduziert. Die Übernahme der Sozialtechniken wurde als ein Hauptbestandteil der Gesellschaftsfähigkeit, der Integration der Subjekte in das soziale Gefüge verstanden und galt als erforderlich, damit menschliches Handeln vorhersehbar und auf die Erwartungshaltungen des jeweiligen Gegenübers bezogen wird, somit zwischenmenschliche Interaktion möglich und damit die Funktionsfähigkeit des gesellschaftlichen Ganzen sichergestellt werden konnte. In dieser Phase war Sozialisationsforschung (vgl. z. B. Claessens 1979; Fend 1969), insofern sie sich damit auseinandersetzte, wie die Fähigkeiten und Fertigkeiten von Individuen inhaltlich ausgestaltet sein müssen, damit die Funktionsfähigkeit der Gesellschaft sichergestellt werden konnte, noch stark mit normativen Aspekten behaftet. Aus dieser „Forschungstradition“ wurden dann u. a. Normen und Werte benannt, an welchen sich auch jene Personen orientierten sollten, die aus einem anderen Kulturkreis mit anderen Traditionen stammten, die selbst oder deren Eltern oder Großeltern nach Deutschland migriert sind.

Neuere Konzeptionen der Persönlichkeitsentwicklung betonen demgegenüber die aktive Rolle des Subjekts im Rahmen des Sozialisationsprozesses (Geulen 1977; Hurrelmann 1983, 2002; Fuhrer/Quaiser-Pohl 1997). Sozialisation wird verstanden als die produktive Auseinandersetzung des Menschen mit den sozialen und materiellen Lebensbedingungen und den sich in diesem Rahmen bietenden Entwicklungsmöglichkeiten auf der einen Seite

und der eigenen Person in Form von Körper und Psyche, Bedürfnissen, Wünschen und Ansprüchen auf der anderen Seite. Im Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts bilden die äußere und innere Realität ein Spannungsfeld, stehen in einer wechselseitigen Beziehung und beeinflussen sich gegenseitig. Die materiellen und sozialen Lebensumstände, die politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Rahmenbedingungen wirken über die Wahrnehmung auf das Subjekt ein, werden von diesem interpretiert, mit Deutungen und Bedeutungen versehen, bewertet und verarbeitet. Die Art der Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung von sozialen Situationen oder Konstellationen, Vorgängen und Prozessen ist dabei – im Anschluss an das Thomas-Theorem (Thomas/Thomas-Swaine 1970) – entscheidend für das weitere Handeln der Subjekte.

Zudem müssen sich Personen – insofern sie sich spezifischen sozialen, ethnischen, altersmäßigen Bevölkerungsgruppen sowie (jugend-)kulturellen Szenen zugehörig fühlen und/oder von anderen spezifischen Gruppierungen zugeordnet werden – mit in der Öffentlichkeit konstruierten Bildern über diese Bevölkerungsgruppen – unabhängig davon, ob diese den realen Gegebenheiten entsprechen oder auf Vorurteilen basieren – auseinandersetzen. Dies ist insbesondere deshalb erforderlich, weil Andere ihr Verhalten gegenüber Angehörigen dieser Gruppen nicht nur beim Erstkontakt an diesen konstruierten Bildern ausrichten werden. Diese Fremdbilder können sich auf der einen Seite durchaus im Verhalten der Betroffenen niederschlagen, indem sie ihr eigenes Verhalten an den Fremdbildern ausrichten. Auf der anderen Seite können diese Fremdbilder auch dem Selbstbild der Eigengruppe gegenüber gestellt und als unrichtig bewertet werden. Hierbei ist die Reflexion solcher Fremdbilder über die Eigengruppe die Voraussetzung dafür, dass Betroffene Aktionen in die Wege leiten können, um „falsche“ Fremdbilder zu korrigieren. Sie werden bemüht sein, sich so zu verhalten, dass Andere sie so wahrnehmen, wie sie selbst es wünschen (Mansel/Klocke 1996; Mansel 1999).

In diesem Sinne wirken Subjekte durch ihr Handeln gestaltend und verändernd nicht nur auf ihre soziale, sondern auch ihre materielle Umgebung ein. In einer interdependenten Beziehung beeinflussen und verändern sich Personen selbst und ihre Umwelt.

Entscheidend für das Zusammenspiel ist dabei das Spannungsverhältnis zwischen den Polen der Fremdbestimmung (Heteronomie) und Selbstbestimmung (Autonomie) bei der Persönlichkeitsentwicklung. Ein wichtiges erkenntnistheoretisches Ziel ist daher die Identifizierung solcher sozialen Strukturen, die den Personen als handelnden Subjekten entgegentreten und ihnen bei der Gestaltung des Alltags, der Lebensführung und der Persönlichkeitsentwicklung Restriktionen auferlegen. Im Unterschied zum traditionellen Sozialisationsmodell wird eine gelingende Sozialisation aber nicht

als eine erfolgreiche Internalisierung von sozialen Strukturen, geltenden Normen und Werten verstanden, sondern die erfolgreiche Behauptung von Subjektivität und Individualität im Rahmen der Auseinandersetzung mit diesen Strukturen.

Individuen sind demnach als informationsverarbeitende und handelnde Subjekte sowohl an ihrer eigenen Entwicklung und dem jeweils realisierten Resultat als auch an der Beschaffenheit und den Veränderungen der Umwelt beteiligt. Die Möglichkeiten der aktiven Einflussnahme auf den eigenen Werdegang und die sozialen Prozesse sind ein konstitutives Element. Dabei lassen sich zumindest drei unterschiedliche Grundformen der aktiven Einflussnahme der Subjekte unterscheiden.

- Personen nehmen die Informationen aus ihrer Umwelt nicht nur einfach wahr. Die auf sie einströmenden Informationen werden aktiv selektiert, sondiert und auch gezielt gesucht, mit subjektiven Deutungen und Bedeutungen versehen, auf der Grundlage des bis zu dem jeweiligen Zeitpunkt akkumulierten Wissens interpretiert und bewertet, verarbeitet und mit vorliegenden Informationen in Einklang gebracht. Ist Letzteres nicht möglich, muss gegebenenfalls das subjektiv von der Welt konstruierte Bild modelliert, umgebaut und/oder verändert werden.
- Nehmen Personen bei der Informationsaufnahme Bedingungen wahr, die aus ihrer Sicht einer optimalen Weiterentwicklung entgegen stehen oder die eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht ermöglichen, ermitteln die Personen Diskrepanzen in der Beschaffenheit einer äußeren Situation und ihren subjektiven Ansprüchen und Interessenlagen. Zeichenet sich eine Entwicklung ab, durch die eine als angenehm empfundene Situation in Frage gestellt wird, werden sie bemüht sein, so auf die Umwelt einzuwirken, dass eine Passung von äußerer Situation und innerem Anspruch (wieder) hergestellt wird. Personen wirken also aktiv handelnd auf ihre Umwelt ein, um ihre Situation und ihr Wohlbefinden zu optimieren und somit ein den eigenen Bedürfnissen angemessenes und lebenswertes Leben führen zu können.

Die Möglichkeit der aktiven Gestaltung der Umwelt ist auch der Hintergrund, weshalb sich Subjekte immer wieder Wissen aneignen und Fertigkeiten erwerben und vorhandene Kompetenzen und erworbenes Wissen zu immer komplexer werdenden Handlungsstrategien kombinieren. Diese Aktionen, mit denen ein Anpassungsprozess und ein Gleichgewichtszustand von innerer und äußerer Realität auf einem jeweils höheren Niveau herzustellen versucht wird, sind letztendlich nicht nur die Grundlage für Veränderungen der materiellen Beschaffenheit der Umwelt des Menschen und in diesem Sinne auch der voranschreitenden

Technisierung, sondern auch für soziale Veränderungen und gesellschaftlichen Wandel.

Kann eine Person Diskrepanzen zwischen subjektiven Ansprüchen und äußerer Situation nicht durch eine Veränderung der Lebensbedingungen herbeiführen, müssen die Veränderungsbemühungen an einer anderen Stelle ansetzen. Personen werden in diesem Falle ihre Zielvorstellungen modifizieren, Ansprüche zurückstellen oder Wünsche revidieren. Auch hier leistet das Subjekt eine aktive Arbeit, nämlich Arbeit an sich selbst.

- Kommt eine Person im Zuge der kognitiven Prozesse der Selbstwahrnehmung, der Selbstreflexion und der Selbstbewertung zu dem Resultat, dass sie sich in ihrer eigenen Entwicklung vom Selbstideal entfernt, wird sie auch hier Anstrengungen unternehmen, um diesen Abweichungsprozess zu stoppen und die eigene Entwicklung in die gewünschte Richtung zu lenken. Personen stellen in diesem Sinne die Weichen ihrer Lebensführung auch dadurch, dass sie Entscheidungen dahingehend treffen, sich in solche sozialisationsrelevanten Kontexte zu begeben, die ihrer Entwicklung dienlich sind. Sie ‚managen‘ ihr Leben und organisieren ihre Entwicklung auf ein von ihnen selbst angestrebtes Ziel hin. Sie treffen dabei zwar immer auch auf historisch und gesellschaftlich geprägte Strukturen, haben aber in der Regel Entscheidungsalternativen, durch welche sie ihre Entwicklung auf einen selbstbestimmten Weg festlegen können.

Die Möglichkeiten der aktiven Einflussnahme und Gestaltung sind dabei nicht nur eine grundlegende Voraussetzung für den Prozess der Individuation, der Entwicklung einer einzigartigen und unverwechselbaren Persönlichkeit, einer von den eigenen Interessenlagen und Ansprüchen geleiteten Selbstentfaltung und von Selbstverwirklichung, sondern auch für die Integration in das soziale Gefüge.

## 2.2.2 Integration/Desintegration

Integrationsleistungen müssen dabei zum einen keineswegs – wie in vielen öffentlich geführten Debatten um Zuwanderungsprozesse suggeriert wird – nur Migranten(jugendliche) erbringen. Auch deutsche Jugendliche ohne Migrationshintergrund sind angehalten, sich in die Gesellschaft zu integrieren und sich u. a. einen Platz am Arbeitsmarkt zu erarbeiten, um langfristig gesehen ihren Lebensunterhalt zu sichern. Zum anderen stellt die Integration keineswegs nur eine zu bewältigende Aufgabe der Subjekte dar. Integration bedeutet auch, dass die Gesellschaft den Personen Möglichkeiten und Chancen bietet, sich einen Platz zu sichern.

Bei der hier vertretenen Konzeption von Integration gilt im Unterschied zu den älteren Ansätzen, die in der sozialen Integration zumindest zu gewissen Anteilen auch zwanghafte (und daher ggf. konfliktauslösende) Elemente etwa des „Überstülpens“ von sozial akzeptierten Handlungs- und Orientierungsmustern sahen, das Prinzip der Freiwilligkeit und der dem Individuum gegebenen Möglichkeiten zur Herstellung einer flexiblen Passung. Integration beschreibt in diesem Verständnis ein gelungenes Verhältnis von Freiheit und Bindung, von Interessenausgleich und Konsensbildung auf drei unterschiedlichen Ebenen (Anhut 2002, 381 f.; Anhut/Heitmeyer 2000; Anhut/Heitmeyer 2005).

- Integration setzt auf der sozialstrukturellen Ebene (*individuell-funktionale Systemintegration*) voraus, dass Personen stabile und kontinuierlich gewährte Zugänge zum Bildungssystem sowie zu den Arbeits-, Wohnungs- und Konsummärkten haben und hinreichende Chancen, an den materiellen, sozialen und kulturellen Gütern teilzuhaben. Zugleich schließt eine gelungene Integration ein, dass die Personen diese Zugangschancen und Partizipationsmöglichkeiten nutzen, einerseits um alltägliche Tätigkeiten zu verrichten, die eine materielle Versorgung ermöglichen und damit zur Reproduktionsfähigkeit beitragen, die aber auch subjektiv zufriedenstellend und sinnstiftend sind. Andererseits geht es darum, sich über diese Tätigkeit im sozialen Umfeld die gewünschte Achtung und Anerkennung der eigenen Person sowohl objektiv als auch in der subjektiven Wahrnehmung zu sichern. Dies ist dadurch möglich, dass Andere die im Rahmen der Tätigkeit individuell erbrachten Leistungen wertschätzen, oder aber, dass der (beruflichen) Tätigkeit gesellschaftlich ein hohes Prestige zugeschrieben wird.

Auf Jugendliche bezogen heißt dies u. a., dass sie im Bildungssystem ein Schulabschlusszertifikat erwerben, welches ihnen ermöglicht, nach Abschluss der Schulzeit in einem Berufsfeld tätig zu werden, das ihren Ansprüchen entgegenkommt, und um eine soziale Position (Einkommen) zu erlangen, die es ihnen erlaubt, den Lebensstandard zu realisieren, den sie anstreben. Die Integration von Jugendlichen, die noch nicht die Pflichtschulzeit hinter sich haben, kann dann als gegeben erachtet werden, wenn sie mit ihren Schulleistungen zufrieden sind und in den alltäglich vermittelten Unterrichtsinhalten einen Sinn und eine Zweckhaftigkeit im Hinblick auf spätere Tätigkeiten sehen. Zugleich ist Voraussetzung, dass sie von Anderen für ihre schulisch gezeigten Leistungen Anerkennung erlangen.

- Die *kommunikativ interaktive Sozialintegration* (Vergesellschaftungsaspekt) zielt darauf ab, dass Personen es als sichergestellt sehen, dass auf der institutionellen Ebene bei konfligierenden Interessenlagen verschie-

dener gesellschaftlicher Gruppierungen ein Ausgleich – ohne das die Integrität Einzelner in irgendeiner Form beschädigt und verletzt wird – möglich ist, der für alle Beteiligten zumindest akzeptabel ist. Dies erfordert die Einhaltung basaler, die moralische Gleichwertigkeit des (politischen) Kontrahenten gewährleistender, demokratischer Prinzipien wie Fairness, Solidarität und Gerechtigkeit. Zugleich geht es dabei um die individuelle Akzeptanz gesellschaftlich geltender Verteilungskriterien für Prestige und Einkommen. Die Integration auf dieser Ebene schließt prinzipiell die Möglichkeit zur Teilnahme an öffentlichen Entscheidungen und der Partizipation am politischen Geschehen ein. Auch hierbei handelt es sich keineswegs um eine Unterordnung unter gesetzliche Regelungen und Verordnungen, unter fremd vorgegebenen Prinzipien und Werten. Die Individuen entscheiden sich nach einer Phase (Jugend) des Austestens von Grenzen, des Ausprobierens und des Experimentierens (mehr oder minder bewusst) dazu, sich mit den Regelwerken zu arrangieren, um die Integrität der eigenen Person zu schützen und sicherzustellen, dass die Person die Einhaltung dieser Grundprinzipien bei widerstreitender Interessen für sich selbst geltend machen kann.

Integrationsrelevante Erfahrungen machen Jugendliche im institutionellen Bereich primär in der Schule (Mitbestimmungsmöglichkeiten, Qualität der Lehrer-Schüler-Interaktion, Gerechtigkeit bei Leistungsbeurteilung etc.) und im Freizeitkontext (Vorhandensein und Gestaltungsmöglichkeiten sozialer Räume) sowie bei der Mitarbeit in sozialen Bewegungen, Bürgerinitiativen und in Jugendorganisationen der politischen Parteien.

- Die *kulturell expressive Sozialintegration* zielt auf der personalen Ebene (Vergemeinschaftungsaspekt) darauf ab, dass Personen in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld und im Rahmen der privaten Lebensführung hinreichende emotionale Nähe und Geborgenheit, soziale Einbindung, Rückhalt und Unterstützung (im Familien- und Freundeskreis) erfahren. Voraussetzung hierfür ist, dass Personen in soziale Netzwerke eingebunden sind, die zur Sinnstiftung beitragen und das Selbstwertgefühl stabilisieren. Förderlich ist zudem, wenn Personen über hinreichend Kontakte verfügen, die für die Bewältigung von Krisen aktiviert werden können. Auch hier gelten die Prinzipien der Freiwilligkeit und der Reziprozität. Eine Person bietet Anderen Hilfestellung und bringt ihnen Zuneigung entgegen, um selbst soziale Unterstützung zu erhalten und Geborgenheit zu erfahren.

Wichtig für Jugendliche ist in diesem Bereich vor allem die erfahrene Akzeptanz, Anerkennung und soziale Unterstützung in den Familien und bei den Peers. Bereits die Überzeugung, in den Netzwerken über hinreichend Personen zu verfügen, die im Notfall zur Seite stehen und

helfen, kann Jugendliche veranlassen, schwierige Problemlagen anzugehen, die sie ohne diesen Rückhalt eher „umgangen“ hätten.

Eine gelungene Integration erhöht im Gegenzug wiederum die Chancen der personalen Entwicklung und die Möglichkeiten von Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung. Entscheidend hierfür ist dabei – wie oben bereits ausgeführt – weniger die objektive Beschaffenheit der Situation, sondern deren subjektive Wahrnehmung und Bewertung, d.h., die Art und Weise, wie sich das Subjekt mit den Bedingungen zu arrangieren und mit seinen Erwartungen und dem Konzept der eigenen Lebensführung in Einklang zu bringen und abzustimmen vermag. In diesem Kontext sind die einzelnen Ebenen der Sozialintegration auf vielfältige Weise miteinander verwoben und verzahnt.

Zum einen können desintegrative Elemente in einem Bereich durch eine im Lebenskonzept angelegte Umgewichtung oder (Über-)Betonung anderer Bereiche ausgeglichen oder aufgefangen werden. So kann z.B. ein Jugendlicher, der dem schulisch vermittelten Wissen und der alltäglichen Lernarbeit wenig Interesse entgegenbringt, seinen Schwerpunkt auf die gemeinsamen Aktivitäten mit den Freunden und das gemeinsam mit ihnen verfolgte Hobby verlagern. In einem solchen Fall fungiert der private Bereich als Puffer und Auffangbecken für die Unzufriedenheit und die Frustrationen in anderen Sphären (siehe hierzu z.B. auch Schwinn 2001, 224ff.). Der wenig erfolgreiche Schulabschluss kann bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz ggf. dadurch kompensiert werden, dass ihm ein älterer Freund einen Platz in dem Betrieb vermittelt, in dem Letzterer arbeitet und in dem die Kompetenzen hochbewertet werden, die sich der Jugendliche durch informelles Lernen in seinem Hobby angeeignet hat.

Zum anderen können Integrations- bzw. Desintegrationstendenzen in einem Bereich entsprechende Prozesse auf anderen Ebenen einleiten und verstärken. So wächst z.B. für einen Jugendlichen auf der Ebene der kulturell expressiven Sozialintegration die Wahrscheinlichkeit, in der Familie und im Freundeskreis Anerkennung zu erfahren, wenn er auf der Ebene der individuell funktionalen Systemintegration bemüht ist, gute Schulleistungen zu erhalten, um damit die Voraussetzungen für einen erfolgreichen Start ins Erwerbsleben zu schaffen. Die Wahrscheinlichkeit, ein hochwertiges Schulabschlusszertifikat zu erhalten, steigt, wenn er die Verteilungskriterien für Prestige und Wohlstand akzeptiert und entsprechend die erforderlichen Anstrengungen unternimmt und Leistungen erbringt. Werden hingegen die auf der kommunikativ interaktiven Ebene verankerten Grundprinzipien von Solidarität und Fairness nicht akzeptiert, und nutzt eine Person andere ausschließlich aus und hintergeht diese, um sich individuelle Vorteile zu erschleichen, sinkt auch die Wahrscheinlichkeit, dass sie auf Dauer in stabile